

Dann ließ sie sich auf einen Stuhl in der Diele fallen.

»Ich habe meinen Turnbeutel verloren«, schluchzte sie los.

\*

Nach dem Gespräch mit ihrem Bruder hatte Maria keine Lust mehr, durch München zu flanieren, wie sie es sonst so gern tat. Heute ging sie direkt zur Haltestelle am Justizpalast und stieg bereits eine halbe Stunde vor Abfahrt in den Bus ein.

Sie hatte ihrem Bruder ein Versprechen gegeben, etwas zugesagt, das sie eigentlich nicht wollte. Aber sie hatte es getan, weil sie Philip liebte. Genauso wie sie wusste, dass sie sich ab heute große Sorgen um ihn machen würde. Er hatte nicht alles preisgegeben, aber es reichte aus, um sie mit großer Unruhe nach Hause fahren zu lassen.

Sie hatten sich im Café Tambosi getroffen, ein Vorschlag von Philip. Er war schon da gewesen, als Maria das Café betrat. Er saß am Fenster und stopfte gerade seine Pfeife, doch als seine Schwester an den Tisch trat, legte er sie auf dem Aschenbecher ab und erhob sich. Nach einer kurzen Umarmung nahm Maria ihm gegenüber Platz.

Philip wirkte nervös, er bestellte einen Kaffee für sie und einen Mokka für sich selbst, dann erkundigte er sich nach ihrem Mann. Maria erzählte, dass Werner in Krakau stationiert sei und beim deutschen Generalgouverneur Hans Frank ein und aus gehe.

»Frank residiert in der Burg oberhalb Krakaus«, erzählte sie weiter, erkannte dann aber, dass Philip ihr nicht wirklich zuhörte.

»Werner hatte mit seiner Einheit einen Einsatz bei Lublin gegen polnische Ulanen. Das muss schlimm gewesen sein. Er schrieb, es ginge hart her«, betonte sie. Jetzt war Philips ganze Aufmerksamkeit auf seine Schwester gerichtet.

»Höre ich da einen ironischen Unterton heraus?«

Maria zuckte die Schultern. »Es klingt so prahlerisch, findest du nicht?«

»Nein«, war Philips Antwort. »Im Gegenteil, er versucht, es ein wenig herunterzuspielen.«

»Meinst du?«

»Natürlich. Es muss furchtbar sein, tage- oder wochenlang zu warten, und plötzlich wirst du zu einem Einsatz abkommandiert, bei dem du erschossen oder in die Luft gesprengt werden kannst.«

»So habe ich es noch nicht gesehen«, gab sie leise zu.

»Hast du denn keine Angst um deinen Mann?« Philip sah sie mit seinem durchdringenden Blick an, dem »Familie-Kroll-Blick«, wie ihre Mutter Elsa ihn nannte. »Doch, doch natürlich«, erwiderte sie rasch, »aber der Krieg dauert ja nicht mehr lange.« Philip schüttelte ungläubig den Kopf. »Wie kommst du denn darauf?«

»Werner hat es geschrieben.«

Philip lachte auf. »Glaubt dein Mann das wirklich?«

Maria antwortete nicht, da die Kellnerin den Kaffee und den Mokka in einer kleinen silbernen Kanne brachte.

Schweigend tranken beide den ersten Schluck.

»Heiß«, bemerkte Philip, als er die winzige Mokkatasse auf den Unterteller zurückstellte. Maria nickte und beobachtete ihn nachdenklich. Warum war er so nervös, was wollte er mit ihr besprechen? Philip steckte die Pfeife zurück in seine Jackentasche, ohne geraucht zu haben.

Marias Bruder war drei Jahre älter als sie, etwas kleiner, fast zierlich. Er trug einen eleganten zweireihigen Nadelstreifenanzug, und seine Haare waren sorgfältig nach hinten gekämmt. Die beiden sahen sich ähnlich, die gleichen grauen Augen, der prüfende Blick, dem nichts verborgen blieb. Aber Philips Nase sprang aus dem schmalen Gesicht stärker hervor, der Mund war für einen Mann zu voll, zu weich. Er war nicht wirklich attraktiv, aber Maria wusste, dass er eine starke Anziehung auf Frauen ausübte und Leute für sich einnehmen konnte.

Philip war Anwalt, er hatte in München und Oxford studiert und auf der Universität in England seine Frau Vivien kennengelernt.

»Nun«, Maria hatte ihren Kaffee ausgetrunken und beugte sich über den Tisch zu ihrem Bruder, »warum wolltest du mich hier treffen? Warum diese Geheimniskrämerei?«

Philip beantwortete die Frage nicht, sondern wies mit dem Kinn durchs Fenster auf die Feldherrnhalle.

»Hast du es bemerkt?«

»Was meinst du?« Maria drehte sich um.

»Hast du gesehen, wie wenig Leute dort vorbeigehen?« Philip lachte kurz auf. »Sie drücken sich davor, zu salutieren, und machen einen Umweg durch die Viscardigasse.«

»Ja, ja, ich weiß. Aber ich habe nicht so viel Zeit, Philip, also, warum wolltest du mich sprechen?«

Und da hatte Philip die Katze aus dem Sack gelassen. Maria fand keinen besseren Ausdruck für seine Bitte: Sie sollte seine Frau Vivien und die Tochter Antonia bei sich aufnehmen. »Zunächst nur bis Ende des Schuljahres, dann sehen wir weiter«, hatte er hastig hinzugefügt, als er ihre Ablehnung erkannte.

»Aber warum, Philip?« Maria war entsetzt gewesen, alles, nur nicht das! »Du weißt doch, dass viele Städter jetzt aufs Land ziehen, es herrscht geradezu eine Landflucht.«

Das entsprach der Wahrheit. Auch in ihrer Kreisstadt tauchten neue Gesichter auf. Freunde oder Verwandte der Einwohner, Leute, die aus Angst vor feindlichen Bombenangriffen bei ihren Verwandten unterkamen, da sie sich auf dem Land sicherer fühlten. Maria senkte den Kopf und starrte auf ihre Hände, die sie nervös faltete und wieder öffnete. Ein Film spulte sich in ihrem Kopf ab. Vivien, die kühle selbstsichere Schwägerin, die Fünf-Uhr-Tees veranstaltete, als lebe sie im viktorianischen England, die mit Philip in einer eleganten großen Wohnung in der Widenmayerstraße wohnte. Sie sah Vivien geradezu vor sich, wie sie ihre Teetasse hob, ihre seidenbestrumpften Beine übereinanderschlug und sich mit ihrem kühlen englischen Lächeln den Gästen zuwandte. Und der Film lief weiter, ihr eigenes kleines Haus in der Kreisstadt mit einer Küche, hinter dessen weißem Schrank die Badewanne installiert war, dann ihr Wohnzimmer gegenüber. Die Biedermeiermöbel, ein Geschenk ihres Vaters zur Hochzeit, gedacht für einen großen Raum, waren eng gestellt, so dass man sich am Sofa vorbeiquetschen musste, wenn man am großen Tisch Platz nehmen wollte. Dadurch hatten die Möbel jeden Charme und jeden Stil verloren, vor allem, da Maria ihren geliebten Flügel mit nach Bayern gebracht hatte, der nun in der Ecke des Biedermeierzimmers stand, so dass man die Tür nur einen Spalt breit öffnen konnte. Und dann noch die Hirschgeweihe im Arbeitszimmer von Werner, der leidenschaftlicher Jäger war. Die spöttische Reaktion ihrer Schwägerin konnte sie jetzt schon ahnen. »Und was sagt Vivien zu deinem Plan?«, fragte sie.

»Sie ist einverstanden, sonst hätte ich dich nicht gefragt.« »Und Antonia?«, hatte Maria noch dageengehalten. »Das Schuljahr endet am 30. Juli, und jetzt ist bereits Mai, das wird für sie sehr schwierig werden.«

»Sie schafft das schon, glaube mir. Bitte Maria, es muss einfach sein.«

»Es muss einfach sein?«, wiederholte Maria argwöhnisch. »Wieso?«

Philip sah sich vorsichtig um, als habe er Zuhörer, und sprach dann weiter: »Neulich waren ein paar Herren von der Gestapo bei uns und haben Fragen gestellt, da Vivien

doch Engländerin ist. Vielleicht hatten sie den Verdacht, sie sei eine feindliche Spionin.« Philip hatte gelacht, es sollte leicht, ein wenig ironisch klingen, doch Maria hörte große Sorge aus seiner Stimme heraus.

»Aber Vivien ist doch deutsche Staatsbürgerin und hat auch keinen Kontakt zu ihrer Familie in England.«

»Das schon, aber es ist einfach besser, wenn sie nicht mehr hier ist. Offiziell trennen wir uns«, hatte Philip noch hinzugefügt.

»Und wenn die örtliche Gestapo bei mir auftaucht?«, war Marias große Sorge.

Philip ließ sich mit der Antwort Zeit, goss den Rest des Mokkas in seine Tasse und nahm einen weiteren Schluck. »Ich denke nicht«, hatte er erklärt, »dein Mann ist Offizier der Wehrmacht, ist mit eurem Grafen von Zell befreundet und hat viele Bekannte bei euch in der Stadt, viele, die meisten sind in der Partei.«

»Und Nadja? Sie ist Russin«, vergebens suchte Maria ein Argument, um Philip von seinem Plan abzubringen.

»Sie gilt als euer Dienstmädchen und ist doch schon seit Jahren bei euch.«

»Sie ist mehr als mein Dienstmädchen«, hatte Maria heftig protestiert. »Irgendwie gehört sie doch längst zu uns.«

Philip hatte nichts gelten lassen. Jedes Argument konnte er entkräften. Das Einzige, was er ihr einschärfte, war, vorsichtig zu sein. Auch wenn Vivien und Antonia einwandfrei deutsch sprachen, sollte niemand erfahren, dass Vivien Engländerin war. »Bevor sie bei euch eintreffen, musst du noch mit Anna sprechen, aber sie ist ja ein vernünftiges Mädchen.«

»Findest du?« Philips Bemerkung hatte Maria überrascht. Sie hatte ihre Tochter noch nie als vernünftig eingestuft, alles, nur nicht das. Rebellisch, eigensinnig, nachlässig, was ihr Äußeres betraf, stets in eigenen Gedanken versunken. Aber vernünftig?

Philip war ungeduldig geworden. »Maria! Lass mich nicht so lange betteln. Ich weiß, du und Vivien, ihr habt keinen Draht zueinander, aber ich brauche dich, Maria. Es geht nicht nur um meine Familie, *ich* brauche deine Hilfe.«

Philip hatte die richtigen Worte gefunden.

Er sah sich vorsichtig um, dann beugte er sich zu seiner Schwester vor und sprach im Flüsterton weiter.

»Es ist eine politische Geschichte, mehr brauchst du nicht zu wissen. Ich bitte dich nur um diese eine Sache.«

Maria erschrak. Philip war nicht nur Anwalt und Reserveoffizier, sondern gehörte auch zum Wehrkreis VII. Er war dort als Dolmetscher im Einsatz. Befand er sich in Schwierigkeiten? »Gibt es etwas, das ich wissen sollte?«

Als er schwieg, stieg der Verdacht in ihr auf, er wolle seine Familie nur aus dem Haus haben, um frei zu sein.

»Hast du eine Geliebte?«, fragte sie ihn misstrauisch.

Lächelnd hatte Philip den Kopf geschüttelt.

»Nein, nein, wirklich nicht. Ich liebe Vivien. Aber lass mich nicht so lange betteln.«

Da erwiderte Maria heftig: »Nein, entweder du sagst mir die Wahrheit, oder ich mache gar nichts. Ich muss wissen, um was es geht.«

Philip schwieg und schien mit sich zu kämpfen.

»Also«, wieder sah er sich um, während er sprach, »in der nächsten Zeit werde ich Leute bei mir aufnehmen, die auf der Fahndungsliste der NSDAP stehen, vor allem Juden. Und zwar so lange, bis Freunde von mir ihnen Papiere beschafft haben und sie heimlich über die Grenze bringen. Verstehst du jetzt? Alle, die daran beteiligt sind, müssen sich unauffällig bewegen können, dürfen keine Aufmerksamkeit erregen. Und aus diesem Grund ist es besser, dass ich mich von meiner englischen Ehefrau trenne.«

»Und Vivien ist damit wirklich einverstanden?« Maria hatte es kaum glauben können.

»Ja, das ist sie. Sie steht zu mir, und auch sie will helfen. Wie gesagt«, hatte er noch rasch ergänzt, »das alles gilt erst einmal bis Ende des Schuljahrs. Dann werden wir weitersehen.« Zusammen hatten sie das Café verlassen, und als sie sich verabschiedeten, hatte Philip Maria fest umarmt, als wolle er sie nicht loslassen.

»Du weißt, dass du über alles, was ich dir gerade erzählt habe, mit niemandem sprechen darfst. Auch nicht mit deinem Mann.«

Und Maria hatte es versprochen, in tiefer Unruhe und Angst um ihren Bruder.

Und jetzt also saß sie im Bus und beobachtete durch das Fenster, wie die letzten Fahrgäste einstiegen, bevor sich der Bus langsam in Bewegung setzte. Wo sollte Vivien überhaupt schlafen? Und Antonia? Niemals hätte sie sich träumen lassen, einmal mit Philips Frau und seiner Tochter unter einem Dach zu leben. Sie hatte sich der selbstsicheren kühlen Vivien immer schon unterlegen gefühlt.

Dazu kam noch eine gewisse Sorge, tägliche Gefahr sogar, ständige Vorsicht.

Der Bus bog jetzt in die Landstraße ein, und da erst griff sie in die Tasche und holte Werners Brief heraus.